

MATTHIAS HORX
Das Megatrend-Prinzip

MATTHIAS HORX

Das Megatrend-Prinzip

Wie die Welt von morgen entsteht

Deutsche Verlags-Anstalt



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munken Premium Cream liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 2011 Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Grafiken: Peter Palm, Berlin

Typografie und Satz: Brigitte Müller/DVA

Gesetzt aus der Dante

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-421-04443-3

www.dva.de

Inhalt

Einleitung	7
Erster Teil	
Das Geheimnis des Fortschritts	11
1 Im Orbit	13
2 Wege des Wohlstands	20
3 Der Untergangsmythos	36
4 Der Tanz der Evolution	46
Zweiter Teil	
Die Macht der Megatrends	59
5 Was sind Megatrends?	61
6 Die neue Globalisierung	78
7 Der Megatrend Frauen	96
8 Individualisierung – das Abenteuer Selbst	111
9 Das neue Altern	128
10 Die große Urbanisierung	147
11 Connectivity – Wie alles zusammenhängt	167
Dritter Teil	
Die nächste Welle	173
12 Kondratieffs Fall	175
13 Die technische Illusion	189
14 Die neuen Knappheiten	209
15 Das eherne Gehäuse der Hörigkeit	227
16 Die Ära der Soziotechnik	239
17 Das Jahr 2045	265

Finale	
Der langfristig komplexe Trend	289
Ein Dank und einige Empfehlungen zum Weiterlesen	319
Anmerkungen	324
Personenregister	333

Einleitung

Seit ich denken kann, versuche ich herauszufinden, was die Welt vorantreibt und wie die Zukunft funktioniert. Ist alles nur ein bizarrer Zufall, der uns Homo sapiens auf einen »unbedeutenden Planeten am Rande einer mittelmäßigen Galaxie« (der Astrophysiker Stephen Hawking) abgesetzt hat? Gibt es in der Entwicklung der menschlichen Zivilisation einen Großen Plan, eine Blaupause, einen Sinn, den wir dechiffrieren können?

Oder lassen sich wenigstens beschreibbare Kräfte ausmachen, die die Welt vorantreiben und in eine bestimmte Richtung verändern?

Was wird passieren, in der langen, langen Zeit, in der wir tot sind?

Ist es die Technik, die vorgibt, was morgen geschieht? Dann müssten wir, getreu den Träumen unserer Jugend in den sechziger und siebziger Jahren, eigentlich längst in Raumstationen leben und fröhlich mit Atomautos durch eine ewige Freizeit düsen. Oder uns in virtuelle, unsterbliche Wesen verwandelt haben. Oder demnächst verwandeln.

Vielen Menschen erscheinen andere Varianten des Morgen inzwischen viel plausibler: der Untergang zum Beispiel, das Scheitern der Zivilisation. Sie sind überzeugt, dass alles in einer Art Superkrise enden muss. Sieht man nicht überall die Zeichen an der Wand? Das beliebteste Doppelwort in den Medien lautet heute »Noch nie!«. Noch nie lebten Menschen in einer Zeit so durchgreifender Veränderungen, alarmierender Verunsicherungen, unaufhaltsam beschleunigten Fortschritts. Noch nie war die Menschheit so bedroht durch Naturkatastrophen, Atomunfälle, Terrorismus, Tsunamis, Klimaextreme, Bürgerkriege, Finanzkrisen, Euro-Krisen, Rohstoffverknappungen und so fort ...

In der Formel vom »Noch nie« findet sich das, was wir in der Zukunftspsychologie (ja, eine solche Disziplin gibt es) »Gegenwartseitelkeit« nennen. Wer möchte nicht in einer exklusiven Schlüs-

selzeit leben? »Wohl dem, der in bewegten Zeiten lebt«, sagen sogar die harmonieverbundenen Chinesen. Aber im Vergleich zur sozialen und materiellen Welt, in der unsere Vorfahren lebten, ist unsere Epoche wahrscheinlich gar nicht so prekär und gefährlich, wie die Alarmismus-Gurus und Apokalypse-Propheten es uns weismachen wollen. Untergangsglaube, Angstmachen, Zuspitzung um jeden Preis sind zu einem Riesengeschäft geworden. Kein Wunder, angesichts einer Medienlandschaft, in der Tausende von Funk- und Fernsehkanälen um die rare Ressource Aufmerksamkeit konkurrieren. Womit könnte man besser Aufmerksamkeit generieren als mit Übertreibung, Untergangsgeraune, nie dagewesenen Gefahren?

Dieses Buch ist für all jene geschrieben, die sich nicht ins apokalyptische Bockshorn jagen lassen wollen. Es spürt vielmehr den Kontinuitäten nach, die uns in die Zukunft begleiten, und handelt von der Robustheit und Verlässlichkeit der menschlichen Entwicklung. Von jener (dynamischen) Stabilität, die ausgerechnet durch Wandel entsteht.

Diesem Aspekt können wir uns am besten durch Megatrends nähern. Jene massiven, lang andauernden Triebkräfte des Wandels, die gesellschaftliche, soziale, ökonomische Systeme transformieren. Von der Verstärkung über die Individualisierung bis zur Verschiebung der Altersstrukturen. Von der Globalisierung über die Bildung bis zur »Vernetzwerkung« unserer Welt durch das Internet.

Wer den Begriff »Megatrend« hört, denkt zunächst an gewaltige Kräfte, die wie Tsunamis über uns hinweg rollen, alte Gewohnheiten zertrümmern und keinen Stein auf dem anderen lassen. Aber nichts ist falscher als das. Megatrends wirken langsam und graduell. Sie verändern unsere Welt von innen heraus, als Entwicklungsagenten des Morgen, das zugleich ein komplexeres Gestern ist. Sie sind »konservativ« und »progressiv« zugleich. Ihre rekursive Dynamik gilt es zu entschlüsseln, um Zukunft zu verstehen.

Doch Megatrends ergeben keinen »Sinn«, wenn wir nicht verstehen, worauf sie einwirken und woraus sie entstehen. Die ökonomischen, politischen, kommunikativen Systeme, die sich zu dem verdichten, was wir »Gesellschaft« nennen. Aber auch die Systeme

der Natur, der Evolution selbst. In der klassischen Ordnung der Wissenschaften gibt es hierfür jeweils eine eigene, separate Disziplin: Ökonomie kümmert sich um Wirtschaft, Soziologie um das Gesellschaftliche, Biologie um Naturprozesse. Human- und Naturwissenschaften bleiben in aller Regel getrennt. Aber genau hier liegt das Problem, da partikulares Denken von dem, was vor uns liegt, nur »Bahnhof versteht«. »Die Welt ist ein reichhaltiges, vielgestaltiges, verwobenes Gefüge aus vielen Erklärungen und Erklärungsebenen, die integriert werden müssen, um zur Grundlage für effiziente Voraussagen und Handlungen zu werden.« So formuliert es die Systemforscherin und Biologin Sandra Mitchell in ihrem wunderbaren Buch »Komplexitäten«.¹ Es sind vor allem drei neue »Schnittstellen-Wissenschaften« die uns bei diesem Integrationsversuch helfen können:

Die *soziale System- und Spieltheorie*. Mitten im Kalten Krieg entwickelten Supernerds wie John von Neumann, Thomas Schelling und John Nash die Grundlagen einer Disziplin, die die Interaktionen von Menschen als »fortlaufende Spiele« begreift. Zunächst nur in militärischen Planspielen angewandt, hat die Spieltheorie seitdem gewaltige Fortschritte gemacht. Heute lassen sich ganze soziale Systeme im Rahmen von computergestützten Modellen simulieren. Wie große Gruppen von Einzelwesen in bestimmten Kontexten agieren, wie sich Krisen und Kooperationen entwickeln, ist inzwischen kein Buch mit sieben Siegeln mehr.

Die *Kognitionspsychologie*, neuerdings im Verbund mit der Hirnforschung, handelt von der Frage, wie Menschen ihre Umwelt »codieren« – und welche Entscheidungen und Handlungen daraus folgen. Die Pioniere Daniel Kahneman und Amos Tversky zeigten schon vor zwanzig Jahren, wie unhaltbar die Vorstellung eines ausschließlich rational handelnden Menschen ist. In unserem Hirn läuft eine ständige Musterbildung ab, indem Meme (kulturelle Informationseinheiten, analog zu Genen) und Ängste, Erwartung und Vermeidung gegeneinander abgewogen werden. Die Muster »produzieren« Zukunft, indem sie durch Erwartungshaltungen selbsterfüllende Prophezeiungen erzeugen.

Die erweiterte *Evolutionswissenschaft*. Seit Charles Darwin vor zweieinhalb Jahrhunderten die Grundprinzipien der Evolution beschrieb, hat dieser Begriff eine schwierige Karriere hinter sich. »Darwinismus« bedeutet auch heute noch in den Köpfen vieler Menschen einen Kampf auf Leben und Tod, bei dem immer nur eine Seite gewinnen kann. Aber die Welt basiert auf Co-Evolution, nicht auf Überlegenheit und Unterwerfung. Mit ihren zwei Hauptzweigen, der evolutionären Psychologie und der evolutionären Systemwissenschaft hilft, uns die neue Evolutionswissenschaft, Menschen als »kooperierende Überlebenswesen« zu begreifen. Warum und auf welche Weise wir Schönheit präferieren, Reichtum und Status anstreben, aber auch Empathie empfinden, wie ökonomische Krisen eskalieren, Firmen prosperieren oder sich eine schreckliche Krankheit wie Krebs entwickelt, unterliegt letztlich evolutionären Prozessen.

An den Schnittstellen dieser drei Metadisziplinen entsteht heute eine ganzheitliche Weltwissenschaft des Wandels. Ich nenne sie auch evolutionäre Prognostik, eine Disziplin, die sich aus den Teildisziplinen der Trend- und Zukunftsforschung zusammensetzt und diese mit den drei genannten Systemwissenschaften kombiniert.

Nach einem Bonmot von Malcolm Gladwell gibt es einen grundlegenden Unterschied zwischen einem Geheimnis und einem Rätsel. Ein Rätsel können wir durch simple Information lösen. Ein Geheimnis hingegen ist keine Frage der Information, sondern des Kontextes, des Bewusstseins. Um ein Geheimnis zu verstehen, müssen wir uns selbst und unsere Wahrnehmungsmuster verändern.

Das Geheimnis der Zukunft können wir nur lösen, wenn wir die richtigen Fragen stellen: Worauf können wir bauen? Worauf vertrauen? Wo liegen nicht nur die Brüche, sondern die Kontinuitäten der Geschichte? In diesem Buch möchte ich die Melodie hörbar machen, die Vergangenheit und Zukunft verbindet.

ERSTER TEIL

Das Geheimnis des Fortschritts

Fortschritt ist das Werk der Unzufriedenheit.

JEAN-PAUL SARTRE

Fortschritt wird von faulen Menschen vorangetrieben, die nach bequemeren Wegen suchen, etwas zu erledigen.

ROBERT A. HEINLEIN

Man muss sich nämlich darüber im Klaren sein, dass es kein schwierigeres Wagnis, keinen zweifelhafteren Erfolg und keinen gefährlicheren Versuch gibt ... als eine neue Ordnung einzuführen.

NICCOLÒ MACHIAVELLI

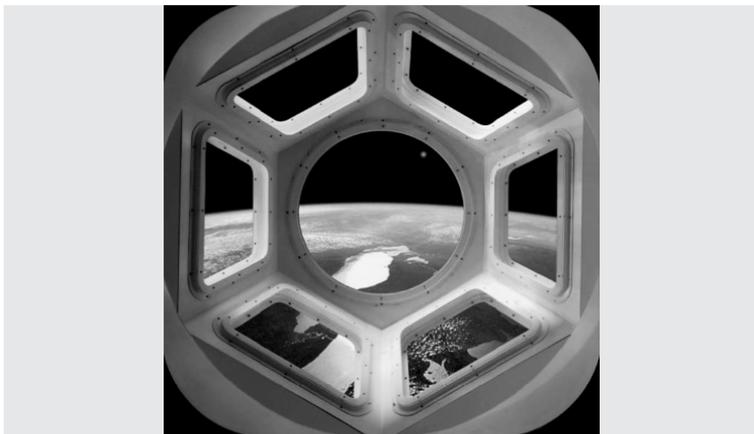
1 Im Orbit

Das Fenster mit der besten Aussicht auf die Welt befindet sich auf einer Umlaufbahn in einer Höhe zwischen 350 und 460 Kilometern über der Erde. Es besteht aus sechs in konischem Winkel um ein rundes 80-cm-Bullauge angeordneten Glasflächen aus supergehärtetem Borosilikatglas, massive acht Zentimeter dick, versehen mit schließbaren Kevlar-Stahlblenden gegen Mikrometeoriten. Die Cupola genannte Konstruktion, mit einem Durchmesser von rund zwei Metern, ist seit 2009 die Aussichtskuppel der internationalen Raumstation ISS. Gebaut wurde sie zumindest zum Teil auf Initiative und hartnäckiges Drängen der Astronauten – als einziger »Luxus« in einer ansonsten kargen, funktionalen Umgebung.

Die ISS zieht mit rund 25 000 Kilometern pro Stunde auf ihrer leicht elliptischen Bahn um die Erde, also etwa 21-mal so schnell wie der Schall. Im Orbit merkt man allerdings wenig von diesem Tempo. Die Erdoberfläche zieht in beinahe derselben gemächlichen Weise vorbei, wie man es in einem Flugzeug auf Reiseflughöhe erlebt. Nur dass man keine Autobahnen sehen kann. Und dass die Tiefdruckwirbel wie zarte Pinselstriche oder mächtige Spiralen tief unter einem liegen.

Sechzehnmal innerhalb von 24 Stunden erlebt die ISS-Besatzung einen Tag- und Nachtwechsel – einen rasend schnellen Sonnenauf- oder -untergang. Die Erde erscheint aus der niedrigen Umlaufbahn schon als echte Kugel. Dabei entspricht die Distanz zur Oberfläche gerade einmal der Strecke, die wir bei einem Ausflug in die Berge zurücklegen.

Die Astronauten sehen die Welt aus einer radikal anderen Perspektive, wie sie nur wenigen Menschen vergönnt ist. Dieses Erlebnis hinterlässt einen tiefen Eindruck, für den jemand den Begriff



»Overview-Effekt« fand. Es ist ein schönes Bild für den fundamentalen Wandel der Wahrnehmung, der immer dann stattfindet, wenn man ein System als Ganzes aus der Ferne betrachtet.

Rund 60 Prozent der Zeit fliegt die ISS über dem Meer, einer blauen, grauen, manchmal spiegelnden Oberfläche mit eingebetteten Grüntönen, ornamentiert von Wolkenwirbeln und Wetterfronten. In diesem Gemisch aus H_2O , organischen Substanzen, Salzen und Mineralien, begann vermutlich vor zwei, drei Milliarden Jahren unter damals noch völlig anderen Umweltbedingungen Leben.

Weitere 20 bis 30 Prozent, also ein volles Viertel der Umlaufzeit befindet sich die Raumstation über nahezu unbewohntem Gebiet. Wüsten und Halbwüsten. Eisflächen und Tundra. Die endlosen Waldgebiete Nordkanadas und Sibiriens. Die Geröll- und Grasländer des zentralasiatischen Kontinents. Die Savannen und Dschungel Afrikas. Die Wüsten und Gebirge und ausgedehnten Tropenwälder Südamerikas und Südostasiens.

In diesen Landschaften hat sich, trotz der planetaren Dominanz des Menschen, trotz einer erdumspannenden technischen Zivilisation, in den letzten zehntausend Jahren kaum etwas verändert. Diese Landschaften in den klimatischen Grenzbereichen des Planeten – den Übergängen von Wasser zu absoluter Trockenheit, von Wärme zu andauernder Kälte – waren immer schon dünn besiedelt.

In der Nacht wird man auf den großen schwarzen Flächen nur vereinzelt kleine Lichtflecken glimmen sehen.

Dörfer im Regenwald, kleine Hütten in Tälern, Lager aus Reisig an Flussläufen, Nomadenzelte in kargen Landschaften. Rund 5000 indigene Völker und Stammesgesellschaften gibt es heute weltweit, mit rund 300 Millionen Menschen in 76 Staaten. Nur ein kleiner Teil lebt noch in einer echten nomadischen Lebensweise. Dort, wo die Natur kaum etwas hergibt, keine fruchtbaren Böden existieren, die Biodiversität nicht sehr hoch ist, auf abgelegenen Inseln oder Hochebenen, wo keine Rohstoffe gefunden wurden oder wo der Dschungel undurchlässig und lebensfeindlich ist, hat sich erstaunlich zäh eine Lebensweise erhalten, die höchst effektiv nutzt, was die Umwelt an Kalorien hergibt. Das Stammeswesen der Jäger und Sammler.

»Nur Stämme werden überleben«, hieß ein Bestseller in meiner Jugend, der Ära der großen Zivilisationskritik, in der sich die Probleme eines industriell erschlossenen Planeten deutlich am Horizont abzeichneten. Die Poster, auf denen Indianer vor Sonnenuntergängen von der Sünde des Weißen Mannes sprechen, der die Natur verdirbt und die Seele der Welt schändet, hängen bis heute in den Zimmern Jugendlicher. In vielen Gesprächen, im Fernsehen, selbst in den Kommentaren kluger Menschen hört man einen »Ton des Abschieds«. Gibt es nicht seit uralter Zeit eine Prophezeiung, dass die »Zivilisation« – oder das, was wir dafür halten – an sich selbst zugrundegehen muss? Und mehren sich nicht die Zeichen dafür, dass sie sich im 21. Jahrhundert erfüllen wird?

Zeichen der Zivilisation

Nur zwischen zehn und 20 Prozent ihrer Umlaufzeit überquert die ISS Landschaften, die sichtbare Spuren der menschlichen Bemühungen aufweisen, Natur zu nutzen. Plantagen, geforstete Wälder, riesige Getreidelandschaften, die Reisterrassen und Teeplantagen des Fernen Ostens. Geordnete, gezähmte, dirigierte Natur. Das sind die Spuren der nächsten Stufe der menschlichen Entwicklung: der agrarischen Zivilisation. Westeuropa etwa besteht zu 40 Pro-

zent aus landwirtschaftlich genutzter Fläche, die sich bis tief nach Russland erstreckt. Im mittleren Westen des nordamerikanischen Kontinents reichen die Weizen-, Soja- und Maisfelder fast über das gesamte Sichtfeld der Raumstation, im brasilianischen Bundesstaat Mato Grosso haben sich Viehweiden und Sojaplantagen zu Kontinentgröße ausgeweitet. Selbst an einigen Stellen der Sahara sieht man riesige, kreisrunde Flächen im Sand: Felder, auf denen mit Grundwasser Kulturpflanzen angebaut werden.

Agrarische Kulturtechniken haben im Lauf der Geschichte die unterschiedlichsten Sozialformen hervorgebracht, angefangen von den frühen Hochkulturen im Nahen Osten bis zu den vorindustriellen Gesellschaften auf allen Kontinenten. Das Leben spielt sich, wie bei den Jägern und Sammlern, im Rhythmus der Natur ab, nur dass es nicht mehr der Zug der Tiere ist, sondern Niederschlag und Temperatur, die den Jahresrhythmus vorgeben. Agrarische Gesellschaften sind noch empfindlicher gegenüber den Naturkräften als Jäger und Sammler. Ihre Bevölkerungszahl ist höher – fleißige Hände werden auf dem Feld gebraucht und müssen sich um die Alten kümmern. Jede Fehl- und Missernte kann zu ernsthafter Not führen. Anders als die Nomaden können Bauern nicht einfach fortziehen, wenn die Natur – oder menschliche Konkurrenten – sie bedrängen.

Innerhalb nur eines Jahrhunderts – des zwanzigsten – hat sich jedoch eine Form der Landbearbeitung ausgebreitet, die nicht mehr viel mit dem Bauerntum zu tun hat. Riesige Mengen von Proteinen werden immer effektiver auf immer größeren Flächen erzeugt. Der industrielle Landbau war es, gestützt auf die Segnungen der fossilen Energieträger, der in vielen Regionen der Erde die Menschen einerseits vom Land vertrieb, ihnen andererseits in den Städten eine verlässlichere Ernährungsgrundlage lieferte.

Die bäuerliche Lebenskultur, die jahrtausendlang die kulturellen Muster der Menschheit mehr und mehr dominierte, hinterließ viele Spuren in unseren Gewohnheiten, in unseren Memen, den kulturellen Zeichensystemen, mit denen sich Menschen verständigen und synchronisieren. »Wo kommst Du her?«, ist die erste

Frage, die wir einem Unbekannten stellen – obwohl diese Auskunft in einer hypermobilen, digitalen Kultur eigentlich völlig belanglos sein müsste. Unsere Ideen von Identität, von Wurzeln und Natur, sind in der agrarischen Welt unserer Vorfahren geformt worden. All das ist nur scheinbar unwesentlich geworden. Neuerdings scheint sich die Frage des Ortes sogar zu verstärken. Im »Bio-Zeitalter«, legen wir wieder Wert darauf, wo eine Pflanze, ein Tier gewachsen ist. Welche Hände einen Gegenstand geformt haben. Wir interessieren uns wieder für Stammbäume. Der Mensch ist und bleibt ein territoriales, ein erdgebundenes Wesen.

Das glitzernde Band

Zwischen fünf und 15 Prozent der Erdoberfläche sind bedeckt von dem, was Außerirdische bei ihrem ersten Besuch ohne aufwendige Analysen als Tätigkeit einer technoiden Spezies ausmachen könnten: Städte. Bald 60 Prozent der rund 7 Milliarden Menschen ballen sich auf nur drei Prozent der festen Erdoberfläche, in immer größeren urbanen Konglomeraten. Wie Muster geschmolzenen Bleis erstrecken sich die Stadtgebiete über Küstenregionen und entlang von Flussläufen, bilden Flecken in den Kontinentalmassen, überwuchern ganze Halbkontinente. Wie filigrane, fraktale, organische, zelluläre Strukturen strecken sie ihre Fühler aus in alle Richtungen.

Ihre wahre Pracht entfalten diese Gebilde jedoch erst, wenn die Sonne hinter dem Planeten verschwindet und die kalten Sterne des Weltraums sichtbar werden. Unter der Cupola entfaltet sich dann ein beeindruckendes Schauspiel, das selbst die kühl technisch ausgebildeten Astronauten zu andächtigem Schweigen bringen kann. Die Städte glitzern wie Diamanten und erhellen in Dunst und Wolken selbst die höheren Atmosphärenschichten. Und diese Organogramme des menschlichen Lebens wachsen schnell, sie wuchern förmlich: In China entstanden allein in den letzten zehn Jahren Dutzende Riesenstädte mit über zehn Millionen Einwohnern, wo bis vor Kurzem nur Reisfelder lagen. Städte, deren Namen Europäer womöglich noch nie gehört haben: Tianjin, Shenyang, Hefei, Chengdu, Chongqing, Harbin, Nanjing, Taiyuan ...

Welche Kräfte bewegen die Menschen dazu, seit rund 200 Jahren die Welt der natürlichen Zyklen, Ernten, Jahreszeiten, Traditionen zu verlassen? Aus den Hütten in Häuser, aus Dörfern in Siedlungen, aus Städten in gewaltige Siedlungskonglomerate zu ziehen, bisweilen regelrecht zu flüchten? In eine Lebensform, in der auf die meisten Neuankömmlinge zunächst einmal sozialer Abstieg, Entwurzelung, Konkurrenz mit vielen anderen wartet? Welche tieferen Wirkkräfte zeigen sich in diesem Leuchten, mit dem der Planet sein »Anthropozän« signalisiert, das Zeitalter, in dem die menschliche Spezies ein für alle Mal den Planeten umformt?

Löcher im Gewebe

Überfliegt die ISS Nordkorea, erlöschen die Lichter plötzlich. Nur noch einzelne verschwommene Kleckse und ein gelber Schein, die Hauptstadt Pjöngjang, erhellen die planetare Nacht. Nordkorea ist eine Insel der Finsternis in einem Meer elektrischer Zivilisation.

Einen ähnlichen Blackout-Effekt kann man über Somalia beobachten. Die Stadt Mogadischu ist nur ein matter Fleck, mit einigen schwach glimmenden Sprenkeln darin. Hier herrscht die atavistische Nacht. Hier töten und hungern Menschen, sie vegetieren eher, als dass sie ihrem Alltag nachgehen. Sie kämpfen jeden Tag bitter ums Überleben.

Afghanistan. Somalia. Nordkorea. Haiti. Der Kongo. »Failing States« entstehen nicht über Nacht. Die Parameter ihres Scheiterns sind multidimensional, langfristig, kumulativ. Eines kommt zum anderen. Ein gesellschaftliches System versagt. Ein anderes wird gewaltsam von außen zerstört. Menschen reagieren mit Verzweiflung, die neue Gewalt gebiert. Demütigungen aus der Vergangenheit lagern sich im Kultursystem ab und führen zu immer neuen Runden von angstgetriebener Aggression. Kultursystem, politisches System, ökologisches System scheitern immer aufs Neue. Übergänge misslingen. Stämme werden zerstört, aber das Bauerntum kann sich nicht richtig entwickeln. Staaten zerfallen, weil ihre Existenz von oben verordnet, durch Marionetten erzwungen ist. Die soziale Synthese, aus der sich Fortschritt und Wohlstand

entwickeln, das Funktionieren von Institutionen, Gewaltenteilungen, Arbeitsteilungen, versagt auf allen Ebenen.

Was unsere Astronauten sehen, ist ein Panorama der verschiedenen Stadien und Evolutionsmöglichkeiten der Menschheit, von zwei, womöglich drei Transformationen, die in Wellen über den Planeten laufen – ungleichzeitig und doch mit erstaunlicher Kontinuität. Ist die technische Turbo-Zivilisation, das große Leuchten, nur eine Zuckung, ein temporäres Aufschäumen, wie es der Astrophysiker Stephen Hawking trocken formulierte? »Menschen sind einfach ein chemisch-biologischer Schaum auf der Oberfläche eines typischen Planeten, der einen typischen Stern in den Randbezirken einer typischen Galaxie umkreist.«

Woran erinnert uns dieses leuchtende Schauspiel, das unsere Sendboten in der Umlaufbahn überschauen? An organische Strukturen, das Wachsen von Zellen, die Entwicklung von Nervenfasern, die den Planeten umfassen. Ist das der Anfang von etwas, das weitergehen wird, Tausende, womöglich Millionen Jahre in die Zukunft? Oder sind komplexe technische Zivilisationen zwangsläufig zum Scheitern verurteilt? Und alles wird wieder in der Nacht der Lagerfeuer enden?

2 Wege des Wohlstands

Mitten in den endlosen Wasserwüsten des Pazifik, 3000 Kilometer nordöstlich von Australien, liegt die Insel Nauru. Auf dem Satellitenbild sieht das Eiland, das gerade einmal 21 Quadratkilometer umfasst, wie ein leicht eingedrückter Pfannkuchen aus.

Nauru war bis vor Kurzem das reichste Land der Welt.

Dabei hat die Insel durchaus schwere Zeiten durchgemacht. Sie wurde im Laufe ihrer Geschichte von Fremdmächten regelrecht »durchgereicht«. Zuerst besaßen die Engländer die Hoheit, von 1888 an die Deutschen. Seit 1914 verwalteten die Australier die Insel. Von 1942 bis 1945 war sie von Japan besetzt. Bis zur endgültigen Unabhängigkeit 1968 verwalteten erneut die Australier dieses »Paradies des Vogelkots«.

Vogelkot war es nämlich, der den erstaunlichen Reichtum der Nauruer begründete. Vogelkot, der sich in Tausenden von Jahren in ein wertvolles Mineral verwandelte: Phosphat. 15 Meter dick war die Schicht, die bis vor einigen Jahrzehnten fast die ganze Insel bedeckte. Auf Nauru kam es in nie gekannter Reinheit vor. Phosphat spielt eine wesentliche Rolle beim menschlichen Energiestoffwechsel und für den Knochenaufbau. In der Landwirtschaft dient es als Grundlage für Dünger. Und Sprengstoffe kann man mit seiner Hilfe ebenfalls produzieren. Jedes Jahr wurden auf Nauru rund eine Million Tonnen abgebaut. Das war nicht schwer. Man konnte den Stoff einfach mit Baggern auf Mulden laden. Oder mit der Schaufel in Eimer füllen.

Der Reichtum, der im Laufe der sechziger und siebziger Jahre über die Nauruer hereinbrach, war ungeheuerlich. »Paradiese, gibt's die?«, fragte 1973 die »Bild«-Zeitung – und gab mit leicht neidischem Unterton selbst die Antwort: »Eines bestimmt. Auf dieser

Insel braucht man keinen Finger zu rühren.« Die Steuern wurden komplett abgeschafft, und die rund 10 000 Insulaner lebten von Transaktionen des (verstaatlichten) Phosphats.

Fünf, sechs Autos besaß nun jeder Nauruer. Die Straßen waren perfekt geteert, allerdings ständig zugeparkt. Denn die Bewohner ließen, wenn einer der Straßenkreuzer oder Riesenjeeps einen Defekt hatte, das Auto einfach stehen. Und kauften sich ein neues. Und fuhren aus lauter Langeweile Karussell rund um die Insel.

Irgendwann reinigte der Staat auch noch auf seine Kosten die privaten Toiletten seiner Bürger. Der Besuch in den vier Kinos der Insel wurde kostenlos. Die Regierung schuf eine gutbezahlte Stelle nach der anderen, stellte Hunderte Polizisten ein, obwohl es kaum Kriminalität gab. Die Nauruer gründeten eine eigene Fluglinie, die den pazifischen Luftraum erobern sollte, Air Nauru, deren Maschinen allerdings kaum besetzt waren. Die Mini-Großmacht kaufte in Australien Luxushotels und ganze Stadtviertel auf, baute 1977 in Melbourne den höchsten Büroturm und investierte weltweit Milliarden in dubiose Finanzgeschäfte.

Als das Phosphat in den neunziger Jahren zur Neige ging, war die Insel mit protzigen Villen im amerikanischen Stil übersät, in denen die Nauruer vor riesigen Fernsehern saßen. Achtzig Prozent waren übergewichtig, und jeder Dritte hatte Diabetes. Die Nauruische Regierung musste sich etwas einfallen lassen. Aber eine Regierung gab es eigentlich nicht, nur eine nepotistische Struktur aus miteinander befreundeten »Verwaltern«. Allein zwischen 1998 und 2002 erlebte die Insel 17 Regierungswechsel. Ein kompliziertes Verwaltungssystem, eine hybride Mischung aus polynesischer Basisdemokratie, englischem Verwaltungswesen und repräsentativer Bananenrepublik, blockierte alle ernsthaften Maßnahmen.

So wurde Nauru ein Paradies für Geldwäscher und Steuerflüchtlinge. Kasinos eröffneten, Bordelle sprossen aus dem Strand. Erst auf internationalen Druck widerrief die Regierung im Jahr 2003 rund 450 Lizenzen für dubiose Banken, die als Geldwaschanlagen funktionierten. Das Land verkaufte Pässe für 15 000 Dollar, unter anderem an zwei weltweit gesuchte Terroristen. Für 30 Millionen

Dollar baute die Insel schließlich eine Art Gefängnis für afghanische Flüchtlinge, die in Australien gestrandet waren. Asylantenknast gegen Bezahlung.

»Nauru ist eine Insel aus Scheiße«, wird im »Spiegel« ein australischer Anwalt zitiert. »Sie sieht aus wie Scheiße, und sie riecht wie Scheiße, aber wenn Sie Geschäftssinn haben, können Sie in diesem Land ganz schnell eine ganze Menge Schotter verdienen.«¹

Wohlstand kommt und geht auf seltsamen Wegen. Nur eines ist sicher: Der Grundrohstoff besteht nicht aus Atomen. Schätze im Boden allein machen nicht unglücklich oder übergewichtig. Allerdings: Sich allein auf Schätze im Boden zu verlassen, führt oft geradewegs in den Ruin.

Der planetare Reichtum

Seit dem Jahr 1800, dem Beginn der industriellen Revolution in Europa, hat sich die Bevölkerung der Welt versechsfacht, von 1,2 auf fast sieben Milliarden Menschen. In dieser Zeit hat sich das mittlere Pro-Kopf-Einkommen (angepasst an die Kaufkraft) verneunfacht. Der »Gesamtreichtum« hat sich also um den Faktor 54 erhöht.²

Nehmen wir eine etwas kürzere Spanne. 1955, das Jahr meiner Geburt. Vergleichen wir eine statistische »Durchschnittsfrau« damals und heute, im vollen Bewusstsein der Beschränktheit dieses Unterfangens. Eine Welt-Frau verfügt seit dieser Zeit über dreimal mehr Einkommen (zweieinhalbmal mehr eigenes Einkommen, der Rest ist Familieneinkommen), hat dreimal mehr Kalorien zur Verfügung und lebt rund ein Drittel länger, als vor einem guten halben Jahrhundert. So gut wie alle Lebensumstände haben sich verbessert: Ihr Risiko, an Mord, Kindbettfieber, Unfällen, Naturkatastrophen, Fluten, Hunger, Kriegen, Malaria, Masern oder anderen Krankheiten zu sterben, hat sich deutlich verringert. In jedem ihrer Lebensabschnitte besteht zudem eine verminderte Wahrscheinlichkeit, Krebs, Schlaganfall oder einen Herzinfarkt zu bekommen. Die Chance, dass sie einen höheren Schulabschluss hat als 1955, liegt bei 90 Prozent. Ihre Chance, Zugang zu Telefonen, Fernreisen, einer

Spültoilette und einem Fahrrad zu besitzen, hat sich immerhin vervierfacht.

Der erste berechtigte Einwand lautet, dass dies ja nicht für alle Frauen auf der Welt gilt. Es ignoriert die Tragödien. Er vernachlässigt die Verlierer. Aber auch, wenn man die armen Länder auf dem Planeten seit 1955 verfolgt, ist es schwer, wirkliche Verschlechterungen zu finden. Nur in sechs Ländern (von knapp 200, die es heute auf der Welt gibt) sank das mittlere Einkommen – in Afghanistan, Haiti, Kongo, Sierra Leone, Liberia und Somalia. Die Lebenserwartung ging in drei zurück (Zimbabwe, Swaziland, Birma), in einigen, wie Russland und Turkmenistan, ging sie bis vor einigen Jahren zurück, steigt aber derzeit wieder an.

Wenn wir den so genannten HDI als Grundlage nehmen, den Human Development Index, der nicht nur das Einkommen misst, sondern auch Bildungszugang, Frauenemanzipation, Gesundheit und Demokratiestatus eines Landes, finden wir dort etwa zehn Länder, die ihren Status seit einem halben Jahrhundert kaum nennenswert verbessert haben oder sogar ein Stück nach unten abrutschten. Etwa 20 Länder durchlaufen einen »Entwicklungsknick«, aus dem sie sich derzeit wieder erholen – meist Peripherie-Länder der ehemaligen Sowjetunion und einige ehemals sozialistische Länder in Afrika und Asien.

Erstaunlich, wie anders unsere Wahrnehmung des Wohlstands heute ist. Im Jahre 1955 hieß es in deutschen, englischen und amerikanischen Zeitungen immer wieder hymnisch, dass »die Menschen es noch nie so gut hatten wie in der modernen Welt«. Man stelle sich eine solche Zeile in einer heutigen (westlichen) Zeitung vor!

Ein (westlicher) Durchschnittsverdiener in der Zeit meiner Geburt, überwiegend ein Mann, hatte einen geringeren Lebensstandard als heute ein Hartz-IV-Empfänger. Fließend warmes Wasser, eine Toilette in der Wohnung, ein Telefon, ein Fernseher, ein Kühlschrank – all dies war im Jahrzehnt meiner Geburt in einem Mittelschichthaushalt noch keine Selbstverständlichkeit. Rund 20 Prozent der europäischen Haushalte auf dem Land hatten damals keine Elektrizität.



Matthias Horx

Das Megatrend-Prinzip

Wie die Welt von morgen entsteht

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 336 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
19 s/w Abbildungen
ISBN: 978-3-421-04443-3

DVA Sachbuch

Erscheinungstermin: November 2011

Was unsere Welt bewegt

Megatrends markieren die großen Veränderungen der Gesellschaft, sie wirken global, langfristig, tiefgreifend: die Globalisierung etwa, die Verschiebung der Altersstruktur, Individualisierung oder die immer wichtigere Rolle der Frauen. Matthias Horx beschreibt die innere Dynamik dieser Treiber des Wandels und erläutert ihre Rolle für den Fortschritt in den komplexen Zusammenhängen der modernen Welt. Vielen erscheint diese unübersichtlich, chaotisch, auf dem Weg in den Abgrund. Dabei sind heutige Gesellschaften aufgrund ihrer Vielschichtigkeit und Vernetzung robuster und viel eher in der Lage, neue Wege einzuschlagen. Wie immer ideensprühend und unterhaltsam verknüpft Matthias Horx die Analyse der Wandlungskräfte mit einem Blick auf die wichtigsten Megatrends.

 [Der Titel im Katalog](#)